

КАРАГАНДЕ ОБРАЗЦОВЫЙ ПОРЯДОК ВЫСОКОЮ КУЛЬТУРУ

КОНЬ НЕЛЬЗЯ СКОРЯЧА
ВЫСОКОЮ БАТІС
ДЕЛІСЬ БЕЗПРИКОТ
НА ЛЮДІА УСТРОІСТВА
4G+ ALTEL

АКТИВ
КОМПАРА
24/7
А. АСІМОВИЧ
8 771 022 55 40

Galaxy
Note 10+

Back in the U.S.S.R.

FonAqua 53 51 26

COOL WA 500 138 13 03

estimo

estimo

ONTUSTIK-SHYGYS
AYEJAI BALOASH
ALMATY





Deutsche, Künstler, Intellektuelle, Koreaner, Gläubige – Millionen Menschen wurden von Stalin nach Karaganda gebracht – einem Gulag, der zu einer Metropole heranwuchs, in der heute mehr Kulturen als anderswo zusammenleben.

Besuch in der Stadt der Deportierten

Text
Viktoria Morasch

Bild
Matilde Viegas

Jelena Kims Eltern
kommen aus Korea,
sie wurden unter
Stalin in den Gulag
verschleppt

Karaganda ist eine Stadt mit schlechter Luft und schönen Menschen. Eine Stadt in Kasachstan, eine postsowjetische also. Eine windige Stadt in der Steppe, mit breiten Straßen und Gehwegen, auf denen Frauen hohe Schuhe tragen und roten Lippenstift. An den Fenstern von Autos, Restaurants und Läden klebt Spiegelfolie, damit niemand hineinblicken kann. Alles ist zweisprachig: Russisch und Kasachisch. An jeder Ecke: ein Blumenladen. In den Unterführungen riecht es nach gebratenen Teigtaschen, und am Wochenende sind alle im Park, da gibt es Karussells in blassen Farben und einen künstlichen See. Die Luft im Park ist besser, aber die Karagandiner sind nicht sehr empfindlich. Als das Atomkraftwerk in Tschernobyl explodierte, hieß es: Wir leben doch auch mit der Strahlung. Sie meinten die 456 Atomtests, die die Sowjets nur wenige Hundert Kilometer entfernt bis 1989 durchführten.

In der Innenstadt, vor dem Kaufhaus, da, wo früher ein Geigerzähler angebracht war, wiederholt eine Lautsprecherstimme stündlich: „Ich liebe meine Stadt. Ich will, dass sie sich weiterentwickelt. Für eine bessere Zukunft, für meine Kinder...“ Es klingt eher nach Verzweiflung als nach Liebesschwur, denn irgendetwas stimmt hier nicht. Es ist die Vergangenheit. Der schwarze Staub der Kohlegruben erinnert an sie. Er setzt sich in den Lungen der Menschen ab und färbt im Winter den Schnee.

Karaganda ist eine Stadt der Deportierten. So gut wie niemand kam freiwillig hierher. Josef Stalin ließ alle, denen er misstraute, in Viehwaggonen stecken und in die Steppe bringen: Geistliche, sogenannte Volksfeinde, Wohlhabende, Wissenschaftler, Künstler, Kriegsgefangene und solche, die einfach der falschen ethnischen Minderheit angehörten: Tschetschenen, Tataren, Deutsche, Griechen, Spanier, Ukrainer, Balten, Koreaner, Japaner, Finnen und jede Menge mehr. Zusammen erschufen sie die Stadt. Als vor einigen Jahren die Wege im Park neu verlegt wurden, fand man Knochen. Ein Massengrab, ein weiteres.

Wie kann eine Stadt funktionieren, die auf einem der größten Verbrechen der Menschheit beruht? Die es ohne Stalins System der Zwangsarbeit gar nicht gäbe? Wie lebten und leben all die Kulturen zusammen? Und wie bewältigt die Stadt ihre Vergangenheit?



Vitali Schuptar und Jelena Kim sind Nachfahren der Deportierten, die Enkelgeneration. Sie sind Guides und zeigen den wenigen Touristen, die es hierher verschlägt, die Gegend. Ihre bestgebuchte Tour heißt „Back in the U.S.S.R.“. Das Paar wohnt in einer kleinen Zweizimmerwohnung in der Nähe des Parks. Die beiden laden in die Küche, zu schwarzem Tee und Keksen.

Vitali Schuptar: Erst viel später, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, habe ich erfahren, warum wir hier sind: Die Eltern meiner Mutter waren recht wohlhabend, die Eltern meines Vaters waren ukrainische Nationalisten, beides war antisowjetisch. Sie wurden enteignet und hierhergebracht. Als Kind habe ich noch ukrainische Wörter benutzt, das wurde mir in der Schule ausgetrieben.

Jelena Kim: Ich bin Koreanerin. Meine Vorfahren sind Ende des 19. Jahrhunderts nach Russland geflohen. Weil die Russen uns nicht von Japanern unterscheiden konnten und für potenzielle Spione hielten, ließ Stalin 1937 alle Koreaner deportieren. In meiner Familie spricht niemand über die Vergangenheit. Sie wollen sich nicht erinnern, warum auch? Jetzt ist ja alles gut.

Vitali Schuptar: Karaganda ist eine junge Stadt, aber man spürt das nicht, weil es so viele alte Bräuche gibt. Aber bald gehen sie verloren, wir durchmischen uns immer mehr. Jelenas Sohn zum Beispiel ist mit einer Frau verheiratet, die russisch, kasachisch, deutsch und tatarisch ist.

Jelena Kim: Viele fragen mich: Warum ziehst du nicht nach Korea? Dann frage ich: Warum sollte ich? Ich sehe Korea nicht als meine Heimat an. Ich bin hier geboren, meine Eltern auch. Wir sprechen ein veraltetes Koreanisch. So wie die Deutschen hier ein veraltetes Deutsch sprechen. Hochzeiten, Beerdigungen, der erste Geburtstag, der sechzigste – das alles feiern wir koreanisch.

Vitali Schuptar: Es geht nicht um Identität, es ist einfach so, multiethnisch. Wenn jemand Jelena fragt, ob sie nicht nach Korea ziehen möchte, verstehe ich das, weil Korea ein hochentwickeltes Land ist. Wir sind hier mitten im Nirgendwo, ohne Perspektive. Seit Selenski an der Macht ist, denke ich darüber nach, in die Ukraine zu ziehen.

Gründe dafür, Karaganda zu verlassen, gibt es viele: wirtschaftliche und politische. Kasachstan ist kein demokratisches Land, das Internet ist zensiert, für friedlichen Protest kann man im Gefängnis landen. In Karaganda kommt es aber anders als in anderen Städten Kasachstans zu keinem großen Aufstand. Der stalinistische Terror steckt in der DNA der Stadt und der ihrer Bewohner und Bewohnerinnen. Genau wie die Idee von einer historischen Heimat, in der das Leben besser sein könnte. Jelena Kim ist eine Ausnahme. Die meisten Karagandiner wollen weg. Auch weil sie das Gefühl haben, man muss Kasache sein oder zumindest Kasachisch können, um hier eine Zukunft zu haben.

Kasachstan war die einzige Sowjetrepublik, in der die Urbevölkerung in der Minderheit war. In den 1930er-Jahren, als die Sowjets die bis dahin nomadisch lebenden Kasachen zwangen, sesshaft zu werden und in Kolchosen zu leben, brach eine Hungersnot aus, bei der ein Drittel der Kasachen starb, beinahe zwei Millionen Menschen. In den folgenden Jahrzehnten verlernten viele Kasachen ihre Sprache und Kultur. 1991 wurde das Land unabhängig, seitdem wird an der nationalen Identität gearbeitet. Heute sind etwa fünfzig Prozent der Bewohner Karagandas Kasachen, zu Sowjetzeiten waren es drei Prozent.

Vitali Schuptar: In den Neunzigern leerte sich die Stadt plötzlich. Viele Juden zogen nach Israel. Meine Tante war mit einem Deutschen verheiratet, Otto. Seine ganze Familie ist ausgewandert. Von den Deutschen, die mit mir in der Klasse waren, sind alle weg. In die leeren Häuser zogen Kasachen aus dem Umland.

In den Vierzigerjahren gab es in Karaganda eine deutsche Mehrheit, ein Viertel heißt noch immer „Berlin“. Heute leben etwa 200.000 Karagandiner in Deutschland. Russlanddeutsche, Kasachsthandeutsche, um genau zu sein. Etwa 30.000 Deutsche blieben in Karaganda. Einer von ihnen ist Hermann Holzer. Er ist 92, steht in seinem Garten und gräbt Kartoffeln aus der Erde. Seit vielen Jahren hat er die Papiere für die Ausreise nach Deutschland fertig, aber jetzt ist es zu spät, er zu alt. Holzer hört schlecht, Fragen erreichen ihn nur, wenn man sie aufschreibt.

Hermann Holzer: Ich komme aus einem Dorf am Bergufer der Wolga. Dort lebten damals viele Deutsche. Eines Nachts kamen die Bolschewiki. Vater kam ins Gefängnis nach Sibirien. Uns setzten sie in einen Waggon. Es war Ende August 1941, ich war vierzehn. Weil wir Deutsche waren, weil Stalin Angst hatte, dass wir für die Wehrmacht spionieren könnten. Den ganzen Tag fuhren wir, Tausende Frauen, Kinder. Sie machten den Waggon nicht auf, nur einmal zum Wasserholen. Dann fuhren wir weiter, einen Monat lang. Im September setzten sie uns in Karaganda aus.

In der Straße der Enthusiasten, in der Hermann Holzer mit seiner Tochter wohnt, liegt Kohle vor den Gartentoren. Bald wird es kalt, Anfang November können es schon minus dreißig Grad sein. Karaganda ist eine Kohle-Stadt. Wegen der Kohle gibt es sie, um die Kohle abzubauen, wurden Sklaven benötigt. Neun Schächte sind noch übrig von ehemals 54.

Gegenüber vom Palast der Kultur der Bergarbeiter, am Eingang zum Park, steht das Wahrzeichen Karagandas, eine Skulptur: zwei Bergarbeiter, ein Russe und ein Kasache halten ein gigantisches Stück Kohle in die Luft. Das Kohlebecken hier ist eines der größten der Welt. Vieles ist nach den Bergarbeitern benannt, der Fußballclub Schachtjor Karaganda, die Vorstädte Schachtinsk, Prischachtinsk. Bergmänner gehen mit fünfzig in Rente, ihre Lebenserwartung wird auf 52 geschätzt. In der Steppe stehen hier und da Denkmäler für all die, die es nicht aus den Schächten nach oben geschafft haben.

Weil sich die Erde in Karaganda wegen des Kohleabbaus absenkt, wurde das historische Zentrum geräumt, 300.000 Menschen wurden umgesiedelt, sie waren es ja gewöhnt, neu anzufangen. Weiter südlich entstanden Viertel, in denen sie Wohnungen bekamen. Sary Gorod, die Altstadt, ist dagegen verlassen. Keine Läden, keine Post, keine Häuser, nichts als Wind. Nur zwei Menschen leben noch hier, Saidi Tokaev und seine Frau Valentina. Ihre Adresse, Gorki-Straße 5, ist in keinem Stadtplan mehr eingezeichnet. Saidi Tokaev bewacht die Ruinen des ersten Theaters von Karaganda. Ein Prunkbau aus den



Seitdem das historische Zentrum geräumt wurde, leben nur noch zwei Menschen in der Altstadt: Saidi Tokaev und seine Frau Valentina



Dreißigerjahren, erbaut von japanischen Kriegsgefangenen. „Von Japanern erbaut“ ist ein Qualitätsmerkmal in Karaganda. Tokaev geht die wenigen Schritte von seinem baufälligen Haus zur Ruine, vom Theater steht nur noch ein Teil der Vorderseite – wie der Bug eines Schiffswracks, das auf Land gelaufen ist.

Saidi Tokaev: Die Steine können jeden Moment fallen, aber ich bewege mich hier wie in meinem Wohnzimmer. Seit sechzig Jahren lebe ich neben dem Theater. Hier haben berühmte Schauspieler gespielt. Die Leute standen Schlange. 500 Plätze gab es im Saal. Die Straßen waren asphaltiert, dort waren Blumenbeete, die jungen Leute saßen abends auf den Bänken.

Meine Familie brachte man 1944 aus Tschetschenien hierher. Ich war drei Jahre alt. Mein Vater war an der Front gewesen, in der Ukraine, er hatte sich am Kopf verletzt und war zurückgeschickt worden. Eine halbe Million Menschen haben sie aus dem Kaukasus hierher deportiert, in wenigen Tagen. Ein Drittel davon ist gestorben.

Bei Tokaevs reifen Tomaten auf dem Fensterbrett. Im Wohnzimmer stehen gemusterte Sofas, auf denen gemusterte Decken liegen, vor einer gemusterten Tapete. Valentina Tokaev wird ungeduldig: „Erzähl schneller, Saidi!“ Und er: „Valentina, du riskierst eine Scheidung! Eigentlich müssten wir ein Lamm schlachten und den Tisch decken!“

Saidi Tokaev: Wir Tschetschenen bewahren unsere Tradition, ich gehe in die Moschee, so wie es sich gehört. Die Diaspora hält zusammen. Es passiert selten was. Die Zeiten, in denen tschetschenische Männer mit einem Messer im Stiefel umherliefen, sind vorbei. Ich erinnere mich gut daran. Ich selbst hatte keins, mein Vater hat so was nicht erlaubt. Im Theater gab es damals manchmal Streit, Messerstechereien, vor allem als nach Stalins Tod die ganzen Häftlinge amnestiert wurden.

Manchmal kommen Vitali Schuptar und Jelena Kim mit einer Gruppe Touristen zum Theater. „Dark Tourism“ nennen sie das. Kim hatte davor gewarnt, mit Tokaev zu sprechen, zu gefährlich. Schuptar sagte: „Die Tschetschenen haben dieses Image von sich aufgebaut: Fass mich nicht an, fass meine Community nicht an. Ich hatte eigentlich nur mit ihnen zu tun, wenn es Probleme gab.“ Einmal habe Tokaev sie und die Touristen von der Ruine wegjagt. „Weil ich Angst hatte, sie könnten sich verletzen!“, beschwichtigt Tokaev.

Karaganda ist sowjetischer als die anderen Städte Kasachstans, auch als die glitzernde Hauptstadt, 300 Kilometer entfernt, die 2019 umbenannt wurde in Nur-Sultan –

zu Ehren von Nursultan Nasarbajew, der Kasachstan die letzten 29 Jahre regierte. Im März 2019 trat er zurück. Der schönste Boulevard Karagandas heißt nun Nasarbajew-Prospekt – die Karagandiner nutzen weiterhin den alten Namen: Boulevard des Friedens. Der Personenkult um Nasarbajew ist vielen hier peinlich, er erinnert an die Vergangenheit, an die Verehrung kommunistischer Helden. Im April, vor Lenins Geburtstag, mussten alle mithelfen, die Stadt aufzuhübschen.

Heute versteckt sich Lenin hinter dem Kino. Zehneinhalb Meter groß, 202 Tonnen schwer, aus Rosengranit geschlagen. 2007 hat man ihn, eines der größten Lenin-Denkmäler der ehemaligen Sowjetunion, mit einem Diamantseil zersägt, in sieben Stücke, und hinter dem Kino wieder aufgebaut. Vielen Karagandiner wäre es recht gewesen, man hätte Lenin in Stücken irgendwo abgeworfen, außerhalb der Stadt, in der Steppe. Dort, wo man ihre Vorfahren einst abgeworfen hat, aus Viehwaggons, ins Nichts.

Ein weiterer, kleinerer Lenin steht etwa dreißig Kilometer außerhalb Karagandas, in Dolinka. Auch Stalin stand hier, am Eingang des Verwaltungszentrums des Karlag, kurz für Karagandinsker Besserungsarbeitslager. Der klassizistische Bau ist heute ein Museum. In Dolinka wohnen teils Zugezogene, teils Nachfahren ehemaliger Häftlinge und Wärter. Sie leben Tür an Tür. Ein Teil der Anlage ist auch heute ein Gefängnis.

Hier, kurz vor Karaganda, war einer der größten Gulags der Sowjetunion. Man gelangte nicht für das, was man tat, ins Karlag, sondern dafür, wer man war. Ungefähr eine Million Menschen gingen durch das Karlag, etwa 38.000 starben, erschossen, zu Tode gearbeitet, erfroren. Andere Zählungen kommen auf viel mehr.

Die sowjetischen Gulags waren eine Kette von Konzentrationslagern, die sich von Sibirien nach Kasachstan erstreckte. Sie erfüllten mehrere Zwecke: Bestrafung, Einschüchterung, Abschreckung, vor allem waren sie eine enden wollende Quelle kostenloser Arbeitskraft. Zuerst bauten die Häftlinge ihr eigenes Lager, dann die Stadt: Sie gruben Kohle aus dem Boden und bauten den Palast der Kultur der Bergarbeiter. Sie verlegten Gleise, auf denen noch mehr Sklaven herangekarrt wurden. Sie nähten in Fabriken, schufteten auf dem Feld, in Stahlwerken und Kupferminen. Als vor einigen Jahren ein altes Gebäude in Karaganda renoviert wurde, fand man im Mauerwerk Briefe von Gefangenen, Hilferufe.

Das Karlag beinhaltete ein Lager für Frauen, deren einziges Vergehen es war, die Partnerin, Schwester, Mutter oder Tochter eines „Volksfeindes“ zu sein. Es bestand sechzehn Jahre lang. Die Frauen gebaren 1.507 Babys, gezeugt durch Vergewaltigungen. Auch für Kinder, die die Frauen vor ihrer Inhaftierung hatten, gab es ein Lager. Dort bekamen sie neue Namen und eine sowjetische



Iwan Karpinski war bei den Aufständen im Lager dabei, die Alexander Solschenizyn in „Archipel Gulag“ beschrieb

Erziehung, deren wichtigste Lektion war: Eure Eltern sind Feinde des Volkes. 1959 wurde das Karlag aufgelöst. Heimfahren durften die Häftlinge nicht, sie – Religiöse, Wissenschaftler, Künstler und Dissidenten – bevölkerten die Stadt Karaganda.

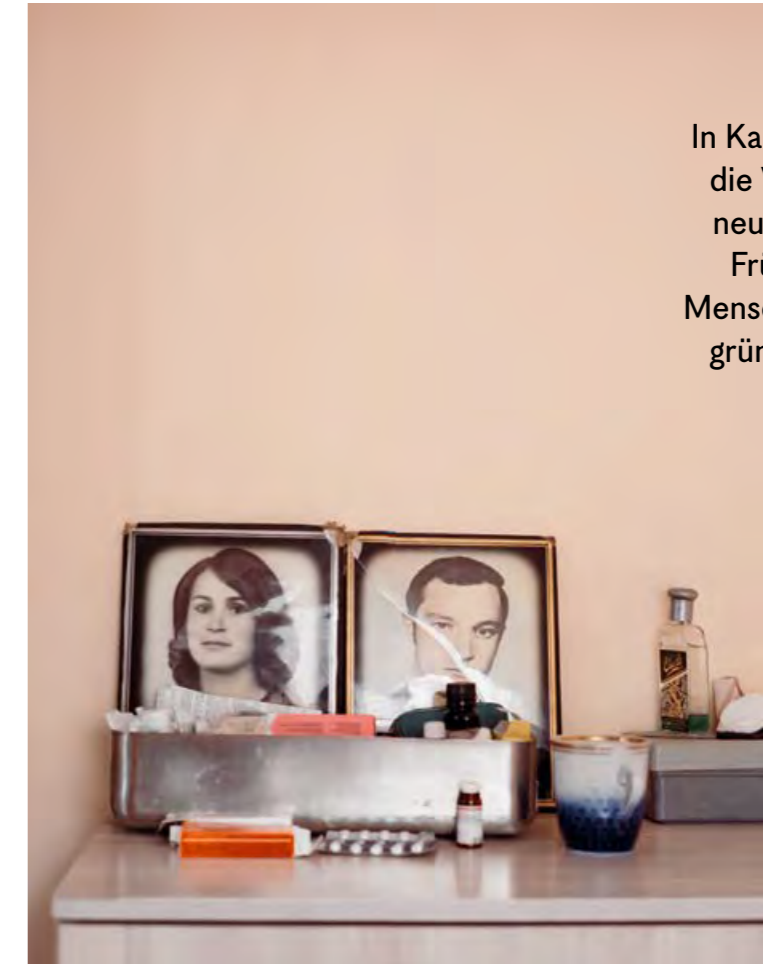
Karaganda wurde zu einem geistlichen Zentrum und ist es bis heute. Die Polen lebten ihren Katholizismus, so gut es eben ging in der Sowjetunion. Auch unter den Deutschen waren viele Katholiken, außerdem Protestanten, Baptisten und Mennoniten. Die Ukrainer und Russen waren und sind orthodox und die Kasachen, Tschetschenen und Tataren Muslime. Die Qualität der Bildung konnte mit der in Moskau und Leningrad mithalten: Aus dem Lager kamen massenhaft Akademiker. Leningrader Ärzte, die im Verdacht gestanden hatten, hohe Parteifunktionäre getötet zu haben, waren im Karlag gelandet und wurden später Professoren an der medizinischen Fakultät.

Sie, die Alten, wussten vom Lager, aber sprachen nicht darüber. Im Geschichtsunterricht kam das Karlag nicht vor, obwohl viele Lehrer und Lehrerinnen es selbst überlebt hatten. Bis heute ist es eine Randnotiz. 1962 durchbrach Alexander Solschenizyn kurz das Schweigen mit seinem Roman „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“, in dem er den Alltag im Lager beschreibt. Solschenizyn verbrachte drei seiner acht Haftjahre im Karlag. Das Buch wurde bald wieder verboten und wechselte nur noch heimlich die Besitzer. 1988 erschien in der „Industrijalnaja Karaganda“ der erste Artikel über das Karlag. Drei Jahre nachdem Michail Gorbatschow bei seiner Antrittsrede von Glasnost und Perestrojka gesprochen hatte. Die Alten in Karaganda sind noch immer voller Angst. Sie erschrecken, wenn sie jemanden mit Notizblock oder Aufnahmegerät sehen.

Iwan Karpinski ist zur vereinbarten Uhrzeit nicht zu Hause. Er kommt zwanzig Minuten später, in einem Anzug, der so grau ist wie sein Haus, auf dem Kopf eine Furaschka, eine Schiebermütze, sein Blick ist skeptisch und kalt. „Wer seid ihr? Putins Spione? Die sind überall!“ Karpinski war gerade zum Blutdruckmessen, er hält sich mit einer Hand am Ast eines Baumes fest, senkt den Kopf. „Ich will mich nicht erinnern.“ Dann beginnt er doch zu erzählen. Die Küche, auch die postsowjetische, ist der richtige Ort für solche Gespräche.

Iwan Karpinski: Es gibt noch ein paar Leute in Karaganda, die im Lager waren, aber die meisten sind gestorben. Welches Datum ist heute? Der 17. September? Wen hat Stalin am 17. September 1939 angegriffen? Polen – und dann die Ukraine. Ich bin ein Zeuge. Ich war ein Kind, wir lebten an der Grenze zu Polen. Die Russen traten die Tür mit den Füßen auf, am Sonntag. Was haben sie gemacht? Alle Studenten festgenommen. Die Lehrer. Wohin? Ins Gefängnis. Und dann schossen sie. Meinen Vater und Großvater haben sie erschossen. Sie holten wahllos Leute von der Straße, das ist ein Feind des Volkes, fertig. Mit sechzehn machte ich eine Ausbildung zum Tischler. Auf der Arbeit gab mir jemand ein Buch: „Die Geschichte der Ukraine“. Auf dem Heimweg hielten sie mich mit diesem Buch an. Das ist antisowjetisch! Das Kriegstribunal verurteilte mich 1954: ukrainischer Nationalist, betrieb anti-sowjetische Propaganda, verurteilt zu 25 Jahren.

Drei große Aufstände gab es in den Gulags der Sowjetunion. Einer davon war im Steplag, einem Ableger des Karlag im Dorf Kengir. Solschenizyn widmet diesem Aufstand ein Kapitel in seinem Buch „Archipel Gulag“: „Die vierzig Tage von Kengir“. Iwan Karpinski hat sie erlebt. Er spricht laut, wird finster, wenn er sich erinnert. Wäre er nicht so alt, man könnte Angst vor ihm bekommen.



In Karaganda bildeten die Verfeimten eine neue Gesellschaft. Früher verfolgte Menschen blieben und gründeten Familien





Draußen in der Steppe vor den Toren der Stadt stehen schwarze Holzkreuze. Für jedes Volk, das hier gelitten hat, eines. Insgesamt sind es 28

Iwan Karpinski: Der Aufstand im Lager ging los, weil sie uns schikanierten. Sie fanden immer etwas, womit sie uns quälen konnten. Sie schossen einfach so auf Menschen. Sechzig Leute sind gestorben. Dann streikten wir. Wir stellten ein Schild auf: Freiheit oder Tod. Die Losung war: Keiner gibt auf. Wir übernahmen die Kontrolle, schickten mit Drachen Flugblätter nach draußen und wählten ein Komitee: zwanzig Leute, Männer und Frauen, alle Nationalitäten. Das Komitee fasste unsere Forderungen zusammen. Eine Kommission aus Moskau kam, am 42. Tag standen Panzer da, früh am Morgen. Sie schossen. Wir rannten in die Baracken und legten uns auf den Boden. Alles flog durcheinander. Für die Überlebenden standen Waggons bereit, sie verteilten uns auf andere Lager. Der Rest blieb in der Steppe liegen.

1956 öffnete Chruschtschow die Tore, aber nach Hause durfte niemand. Fünf Jahre Rechteentzug, so stand es in meinem Pass. Karaganda wurde noch gebaut. Auf dem Bau habe ich dann gearbeitet. Was sollte ich auch tun? Meinen Kindern habe ich das alles nicht erzählt. Niemand hat das. Die Lager hat es nie gegeben. Heute weiß die Jugend mehr, aber es ist ihr egal – es gab halt so eine Zeit, und das war's. 1991 wurde ich rehabilitiert. Alle hat man rehabilitiert. Man gab uns ein Papierchen, ich zeige es Ihnen.

Karpinski kramt es aus seinem Portemonnaie, er trägt es immer bei sich. Wie viele Alte in Karaganda. Auf dem Papier steht: Vier Jahre, einen Monat und zwanzig Tage war er unschuldig in Haft. Die Russische Föderation bestätigte nach 1991 etwa fünf Millionen Menschen, dass sie doch keine Volksfeinde waren. Die Täter benannte sie nicht. Es gab keine öffentlichen Prozesse. Das Leben ging irgendwie weiter, auch in Karaganda.

Nurschat Dschambilowa ist eine der wenigen Historikerinnen in Karaganda, die sich mit dem Karlag beschäftigen. Sie war in Moskau, hat Akten gewälzt, fünf Jahre lang. Sie hat Überlebende interviewt und 25 Bücher über das Karlag mit herausgegeben.

Nurschat Dschambilowa: Die Forschung ist sehr schwer, weil alle Archive in Moskau sind und wir nicht alles einsehen dürfen. Wir wissen zum Beispiel nicht,

wie viele Leute genau im Karlag waren und wie viele dort umkamen. Nach Stalins Tod wurden im Hof des Karlag Dokumente verbrannt. Wir kennen nur Fragmente. Und auch die sind schon schrecklich genug.

Dschambilowa wohnt in einem Block im Südosten der Stadt. Sie ist Kasachin, ihre Vorfahren lebten schon vor allen Deportierten in dieser Gegend.

Nurschat Dschambilowa: Als wir die Erinnerungen der Überlebenden des Karlag zusammentrug, traf ich viele ältere Menschen, die sagten: Wir trauen auch diesem Staat nicht. Trotzdem haben sich viele Alte eine Art Liebe für Stalin bewahrt. Das ist paradox. Sie sagen: Sein Umfeld hat das Gulag-System geplant, nicht er.

Wir Kasachen wünschen uns die Sowjetunion nicht zurück. Wir wurden unterdrückt, russifiziert. Auch den Deutschen und allen anderen ging es so, deshalb hatten die Minderheiten immer ein freundschaftliches Verhältnis untereinander. Wir waren alle Opfer des Stalinismus.

An einem Ort außerhalb Karagandas treffen sich die Geschichten all derer, die bisher erzählt haben: Spassk. Die Steppe leuchtet gelb, ihre Gräser sind fein, trocken, sie knistern unter den Schuhen. Weiße Steine liegen auf der Erde. Kleine schwarze Kreuze stehen in der Ferne – und davor: 28 Denkmäler, für jedes Volk, das hier gelitten hat, eines. Hinter den Denkmälern wellt sich die Steppe, die Mulden der Massengräber sind leicht zu erkennen. Es ist windig und still.

Das Denkmal für die Ukrainer war das erste, das hier aufgestellt wurde. Iwan Karpinski hatte Geld gesammelt und es persönlich hergebracht. Saidi Tokaev legt jedes Jahr Blumen vor das der Tschetschenen, Herman Holzers Tochter pflegt mit anderen Freiwilligen das der Deutschen. Jelena Kim und Vitali Schuptar machen mit ihren Touristen Station. Und Nurschat Dschambilowa erforscht die Überreste des Lagers, von dem hier nicht mehr viel zu finden ist.

Der Wind hat Blumen, die jemand vor einem der Denkmäler abgelegt hat, über die Straße getragen. Erst jetzt fällt auf, dass Lastwagen in Fleckartn vorbeifahren. Auf dem alten Lagergelände, gegenüber dem Massengrab, ist ein Militärübungsplatz. Und plötzlich fallen Schüsse. ←